

Das Gleichnis vom Sämann

(15. Sonntag i. J.: Jes 55,10-11; Röm 8,18-23; Mt 13,1-23)

Es ist heute ein langes Evangelium, für das die Liturgie auch eine Kurzfassung vorschlägt. Allerdings ist in dieser nicht einmal mehr eine Spur von der Spannung, von dem Suchen, Fragen, Nicht-Verstehen, vor allem aber von dem Anstößigen enthalten, das dieser Begebenheit die ihr eigene Note verleiht. Leider wird auf diese Weise allzu oft das Evangelium um seine Kraft gebracht. Daher beziehe ich mich mit meinen Gedanken auf den ganzen Text.

Wenn wir die Frage stellen: Wer war Jesus?, was hat ihn charakterisiert?, was auszeichnet?, würde jedem von uns spontan sicher Unterschiedliches einfallen. Aber vermutlich wären die folgenden Aussagen dabei: Jesus war innigst mit dem Vater verbunden, er war ein Beter, charismatisch, menschenzugewandt, furchtlos, klar und direkt in seinem Reden und Handeln, schlagfertig, gütig und barmherzig ... Noch so manches würde uns einfallen, aber vermutlich nicht unbedingt die bürgerliche Tugend der *Höflichkeit*. Und doch meine ich, das heutige Evangelium so deuten zu können, dass uns darin ein ausgesprochen *höflicher* Jesus begegnet.

Stellen wir uns die Situation kurz vor: Von einer großen Menschenmenge ist die Rede, die am Ufer des Sees steht und Jesus zuhört, wie er vom Boot aus zu ihnen spricht. Was ging ihm wohl angesichts der vielen Menschen durch den Kopf? Er weiß sehr genau, dass viele nur da sind aus Neugierde. Sie haben von dem berühmten Rabbi aus Nazareth gehört und wollen ihn einfach einmal mal sehen, hören und live erleben. Vielleicht finden sie bestätigt, was sie vom Hören-Sagen vernommen haben, vielleicht auch nicht. Aber sie werden gehen, wie sie gekommen sind: gänzlich unverändert.

Er sieht andere, die sagen werden: *Nicht schlecht, wie er gesprochen hat. Irgendwie beeindruckend*. Aber sobald sie zurückkehren in ihren Alltag, werden sie von diesem wieder gepackt und schnell ist vergessen, was sie gehört und erlebt haben.

Wieder andere lassen sich vielleicht tatsächlich ansprechen, fühlen, dass es hier um etwas ganz Wesentliches für ihr Leben geht. Aber dann fällt ihnen ein, dass es wohl gar nicht opportun ist, sich auf diesen Nazarener tiefer einzulassen. *Pass lieber auf! Die maßgeblichen Leute in der Synagoge und in Jerusalem halten nicht viel von ihm, sind ihm eher feindlich gesinnt*. Solche und ähnliche Statements machen Angst, bedrohen das bequeme Leben. Daher scheint es besser, die Finger davon zu lassen und auf Distanz zu bleiben.

Und schließlich sieht Jesus, vielleicht an der Mine oder an der Haltung, dass es ein paar gibt, vermutlich eine kleine Minderheit, die wirklich auf der Suche sind; die aufsaugen, was er ihnen sagt und die es wie einen kostbaren Schatz heimtragen als etwas, das ihr Leben nachhaltig verändern wird.

Jesus hätte ihnen all das direkt ins Gesicht sagen können. Und manchmal war er auch so direkt. *Nur weil ich eure Bäuche gefüllt habe, seid ihr hierher zu mir gekommen*, hat er ihnen mal vor den Latz geknallt. Aber heute redet er anders, „höflicher“, sagt es schonend, packt es anders ein: nämlich in eine *Gleichnisrede*. Vielleicht in der Hoffnung, dass es sie länger beschäftigt; dass sie über diese Bildrede aus ihrer eigenen bürgerlichen Erfahrungswelt nachdenken und überlegen, was er ihnen damit wohl hat sagen wollen.

Dies ist der erste Teil der Perikope. Nun folgt ein zweiter. Die Menge hat sich allem Anschein nach zerstreut, Jesus ist allein mit seinen Jüngern. Und diese fragen ihn, warum er so verschlüsselt rede, warum in Gleichnissen, die keiner, jedenfalls sie nicht, versteht. Die Antwort, die Jesus gibt, ist schroff und anstößig. Es hört sich fast so an, als wolle er von den Leuten gar nicht verstanden werden oder Gott selbst sei die Ursache deren Nichtverstehens. Wahrscheinlich aus dem frustrierenden Erleben heraus, dass bei vielen tatsächlich nicht ankommt, was er sagt, dass es wie ins Leere gesprochen ist, zitiert er den Propheten Jesaja, der schon ähnliche Erfahrungen gemacht hat: *Sie hören, aber sie hören und verstehen nicht wirklich. Denn das Herz dieses Volkes ist hart geworden*. Weil die Menschen ihre Herzen haben hart werden lassen, hat Gottes Wort keine Chance. Sie hören zwar die Worte äußerlich, aber sie dringen nicht durch, sie dringen nicht ein. Sie sind *ausgesät*, aber nicht *ingesät*.

Dennoch die Frage, warum Jesus hier so geradezu anstößig formuliert. Offensichtlich geht es auch und gerade um die *Freiheit*, die der Mensch Gott und seinem Wort gegenüber hat. Kann es sein, dass der Mensch an einen Punkt gelangen kann, an dem die Freiheit der *Annahme* der Frohen Botschaft auf ein Minimum reduziert ist? Ja geradezu unmöglich erscheint? Und zwar durch die Schuld des Menschen selbst?

Zunächst einmal gilt ja für jeden Menschen: Wir sind frei, den Glauben an Christus und sein Wort anzunehmen oder nicht. Das Problem dabei ist, dass uns nicht nur eine abstrakte Freiheit zu eigen ist, sondern dass jeder Mensch eine *Freiheitsgeschichte* hat, die uns geformt hat und weiterhin formt.

Sie beginnt in der Kindheit. Es ist immer wieder unglaublich schön zu sehen, wie offen Kinder für Gott, für Jesus und seine Botschaft sind. Manche von ihnen bewahren sich diese Offenheit auch mit dem Älterwerden. Sie bleiben Fragende, Suchende, innerlich offen für die Frohe Botschaft. Aber viele verschließen sich mit den Jahren mehr und mehr. In der Jugend hat man einfach andere Interessen, und das setzt sich fort im Erwachsenenalter. Es findet ein allmähliches Sich-Verschließen statt, das sich so verfestigen kann, dass das Herz tatsächlich wie ein undurchdringlicher Panzer wird. Man hat sich selbst die Fähigkeit genommen, noch wirklicher Hörer des Wortes Gottes zu sein. Oder man lässt sich durch den geschäftigen Alltag so gefangen und in Beschlag nehmen, dass jedes kleine Pflänzchen des Glaubens schon sehr bald erstickt oder zertreten wird. Und so geschieht, was Jesus beklagt: „*Das Herz dieses Volkes ist hart geworden.*“

Was dennoch Hoffnung macht, ist etwas Schweres. Nicht selten ist es in einem solchen Zustand allein ein schwerer Schicksalsschlag, ein schweres Leid, ein Ereignis, das alles im Leben durcheinander bringt, den ganzen bisherigen Lebensentwurf in Frage stellt, manchmal im eigenen Lebenshaus keinen Stein auf dem anderen lässt – das einem solchen Panzer Risse zu geben vermag, die Härte des Herzens aufbricht und zu einem Einfallstor für die Gnade Gottes werden kann. Vielleicht ist das der Grund für das Wort des hl. Paulus in der zweiten Lesung: „*Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.*“ Kein gepanzertes, sich gegen Gottes Wort verhärtetes Herz kann Eingang finden in den Himmel. Verglichen mit dem, was auf dem Spiel steht, nämlich das Heil, die unendlich beseligende Gemeinschaft mit Gott, ist das Leid, das wir hier auf Erden erfahren, geradezu unbedeutend, so jedenfalls Paulus.

Kehren wir noch einmal kurz zu Jesus zurück. Er weiß also: Vieles von dem, was er sagt und tut, wird vergeblich bleiben. Er ist hier ganz realistisch. Bei aller Resignation, die das Gleichnis vom Sämann auch enthält, liegt der Fokus allerdings nicht auf der Vergeblichkeit, sondern auf dem letzten Satz von der Überfülle des Fruchtbringens.

Wobei es hier noch ein interessantes Detail gibt. Nach dem griechischen Urtext ist nämlich der Same nicht das Wort, sondern der Mensch selbst: „*Der auf die gute Erde Gesäte, dies ist der das Wort Hörende und Verstehende*“, so die wörtliche Übersetzung. Es geht also um eine doppelte Frucht: *In mir* soll Jesu Wort Frucht bringen und durch dieses Wort auch *ich selbst*. Und dies wird, so Jesus, in unvorstellbarer Fülle geschehen. Seine Zuhörer wussten: Bei einer guten Ernte war im Höchstfall mit dem 10-fachen Ertrag des Ausgesäten zu rechnen. Hier ist das 30-, 60-, ja das unvorstellbare 100-fache, das Jesus in Aussicht stellt.

Welch tröstliche Aussicht: In Gottes Augen wiegt das Leben derer, die aus dem Glauben und dem Hören auf Christus Frucht bringen, unvergleichlich mehr als das Böse und das Leben derer, die hören und doch nicht hören, sehen und doch nicht sehen. Es gibt daher ein stellvertretendes Fruchtbringen derer, die ihre Herzen weich und formbar gemacht haben für das Wirken der göttlichen Gnade und des göttlichen Wortes. Wahrhaft christliche Existenz ist immer auch *stellvertretende* Existenz für die, die mit Gott und Christus nichts zu tun haben wollen. Dies bezieht sich, wie der wunderschöne Text aus der zweiten Lesung vor Augen führt, nicht nur auf andere Menschen, sondern auf die *ganze* Schöpfung, d.h. auf Tiere, Pflanzen und alles andere, was Teil jener wunderbaren Schöpfung ist, die zugleich so verwundet ist. Insgesamt liegt sie wie in Geburtswehen. Wir aber dürfen mithelfen, dass die Schöpfung heil wird, sie als erlöste neugeboren wird, indem wir die durch Gott ermöglichte Frucht bringen: 30-fach, 60-fach, ja 100-fach.

Pfr. Bodo Windolf